



STRIPEASE – nach dem Zweiten Weltkrieg, fotografiert von Fritz Eschen. ESCHEN/DEUTSCHE FOTOTHEK

# Die nackte Metropole

Berlins Geschichte in Bildern: Ein neuer Prachtband zeigt unter anderem, wie die Menschen an der Spree ihr entspanntes Körpergefühl verloren – und wiederfanden

Von Harry Nutt

Die Sonne steht tief über den Bäumen und taucht die Szene am Berliner Teufelssee in ein abendliches Zwielflicht. Kinder spielen, Nackte liegen auf der Wiese. War die Entblößung der Körper ein paar Jahre zuvor Ausdruck einer demonstrativen Libertinage, die Zurschaustellung einer neuen, aber auch unsicheren Freiheit, so wird sie auf dem Foto von Wolfgang Tillmans (2004) gezeigt, aber sie will nichts mehr sagen. Man liegt nackt in der Sonne. Einfach so.

Es wäre nicht reizlos, eine fotografische Geschichte Berlins anhand der Darstellung und Selbstdarstellung von Körpern zu erzählen. Gerhard Riebicke zum Beispiel hat 1925 sieben junge Männer an einem Berliner See abgelichtet, die ihre trainierten Körper zur Sonne recken. Sie feiern ihre quasireligiöse Nacktheit im Namen einer Freikörperkultur, die sich gegen die bürgerliche Moral einerseits und die Zurichtung des Körpers in der industriellen Fertigung andererseits durchsetzen muss.

Ein anonymen Fotograf hat vier junge Frauen auf einer begrünten Dachterrasse aufgenommen, die selbstbewusst kokett im Sommer 1926 in einer Arbeitspause einem Röhrenradio lauschen. In den kurzen, glücklichen Jahren der Weimarer Republik drängt es die Massen ins Freie und auf die Straßen, als ginge es darum, lockere Ausgelassenheit beim Baden und auf Volksfesten zu genie-

ßen, ehe sie vom heraufziehenden Nationalsozialismus in feste Formationen gezwungen werden.

Als der berühmte Berliner Stadtfotograf Fritz Eschen nach dem Krieg Aufnahmen in einem Striptease-Lokal macht, scheinen sich selbst die Tänzerinnen ihre Nacktheit erst wieder aneignen zu müssen. Fast keusch und ohne jenes erotische Spiel von Entblößen und Verbergen präsentiert sich die Stripperin ihrem Publikum, während Robert Capa ein sicheres Auge hatte für das offensive Werben alliierter Soldaten um deutsche Fräuleins.

„Berlin. Porträt einer Stadt“ lautet der nüchterne Titel eines Fotobandes, der 150 Jahre Stadt- und Fotografiegeschichte zu einem phänomenalen Gesamtbild verdichtet. Mehr als 280 Aufnahmen von Fotokünstlern wie Henri Cartier-Bresson, René Burri, Heinrich Zille, Helmut Newton und Thomas Struth dokumentieren das Leben einer Stadt, durch die die Geschichte mal rasend schnell, mal quälend langsam hindurchgegangen

ist. Auf nahezu allen Seiten wirkt der fotografische Blick nie historisierend. Immer zeigen sich Kontinuitäten. In der Stadt der geschichtlichen Brüche und Widersprüche schlug stets auch das Herz einer zähen, um permanente Selbstbehauptung ringenden Vitalität. Mehr als jedes andere Medium und jede andere Kunst war die Fotografie geeignet, sie festzuhalten.



Hans Christian Adam: Berlin. Porträt einer Stadt. Taschen Verlag, Köln 2007, 672 Seiten, 49 Euro.